Kinderfehler als Hemmungen des Lebens

Autor(en): **H.Z.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 24

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-639640

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Stiftsbibliothek in St. Gallen.

Die Stiftsbibliothek in St. Gallen.

Die reiche Stadt St. Gallen besitzt in der Vadiana und in der Stiftsbibliothek zwei Büchereien von europäischem Ruf. Letztere ist hervorragend nicht durch die Zahl ihrer Bände — sie enthält nur die bescheidene Zahl von ca. 30,000 — sondern durch ihren Reichtum an alten und ältesten Büchern und Handschriften. Sie besitzt nicht weniger als 1564 Inkunabeln (Drucke vor dem 15. Jahrhundert) und über 1700 Handschriften. Letztere reichen in ihrem Alter ins Mittelalter und bis ins 6. Jahrhundert zurück. Die zierlichen Texte und die reichen Illustrationen und Verzierungen (Initialen) zeugen von dem großen Fleiß und der Kunstfertigkeit der ehemaligen St. Galler Benediktinermönche. Von den aus der Zeit vor dem 10. Jahrhundert stammenden ältesten und wertvollsten Manuskripten nennen wir hier den Notker'schen Psalter, das Evangelium longum, das Psalterium aureum und den Casus monasterii S. Galli des durch Scheffel verherrlichten Mönches Ekkehard; aus dem 13. Jahrhundert stammt eine ebenfalls wertvolle Handschrift der Nibelungen.

Die Räume wurden ungefähr gleichzeitig mit der Stiftskirche (erbaut vom italienischen Architekten Bagnato um 1755 bis 1761) in reichem Rokoko ausgestattet.

Kinderfehler als Hemmungen des Lebens.

Unter diesem Titel hat der Berner Professor für Psychologie und Pädagogik, Herr Dr. Paul Häberlin, im Spittlerschen Verlage (Basel) ein Werk herausgegeben, das die Beachtung aller Erzieher, vor allem aber der Eltern kleiner Kinder verdient.

Denn während der ersten sechs Lebensjahre kann an einem Kinde so viel verdorben werden, daß es daran sein Lebtag lang zu tragen hat, und daß es in einem späteren Alter nur mit größter Mühe die Schlacken seiner Kindheit von sich entfernen kann. Man darf mit Recht behaupten, daß sich der ganze seelische Habitus eines Kindes in den späteren Jahren nur mehr erweitert; um ein nicht gerade günstiges (weil statisches) Bild heranzuziehen: daß sich die Seele mit dem Erwachsen-Werden im Sinne konzentrischer Kreise ausweitet, wobei sich alles neu Hinzugekommene so lagert, daß es zu dem ersten kleinen Kreise paßt. Anders gesagt: nachdem einmal eine bestimmte seelische Anlage geschaffen ist und sich eine Einstellung des Ichs zum Du, der Persönlichkeit zur Welt, gebildet hat, wird alles neue „Material" dieser Einstellung gemäß geordnet und gesondert, unter Umständen geschieht das sogar mit Selbsttäuschungen, Veränderungen und Unterschlagungen der erlebten Innen- und Außenwelt. Ein junges Mädchen, um ein Beispiel zu bringen, verschwendet seine Einkünfte in geradezu leichtsinniger Weise, um damit seine ältere Schwester mit allerlei Geschenken zu beglücken, obschon diese in besseren Verhältnissen lebt, als das Mädchen. Sieht es in einem Schaufenster schönen Stoff ausgestellt, so geht es hin und kauft ihn, um ihn der Schwester zu schenken, usw. Hat es dann kein Geld mehr für sich, so macht es sich Selbstvorwürfe, es arbeite zu wenig, und es spart sich am Munde ab, was es zuvor unnötig ausgab. Auf die Dauer geht das nicht, es wird krank, seine Nerven sind erschöpft, es hat sich überarbeitet, muß nach Hause und sich von seiner Mutter pflegen lassen.

Die Schwesterliebe in diesem Falle ist verdächtig. Eine genaue Untersuchung ergibt, daß in der Kindheit die kleinere

Schwester mit der Erstgeborenen beständig im Zank lebte. Die Mutter hatte ihre liebe Mühe mit den Mädeln, konnte sich die Ursache des Streites nicht erklären und fuhr „je nach Gefühl" darein, wie es ihr recht erschien. Als die jüngere Tochter aus der Schule kam, änderte sich das schwesterliche Verhältnis allmählich, um dann bei dem zweiten Kinde eine überschwängliche Art von Liebe anzunehmen. Sie geht so weit, daß sich die Jüngere einbildet, sie dürfe nicht heiraten, weil sie nötig sei, um die ältere Schwester (die einen besseren Beamten zum Manne hat und selber verdient) zu unterstützen.

Deutlich sehen wir da eine ganze Reihe von Gründen zu dem nicht alltäglichen Verhalten des jungen Mädchens. Die überschwängliche Schwesterliebe ist zum Teil eine Kompensation für den ehemaligen Haß. Mit der Zeit und der Erziehung kam dem Mädchen zum Bewußtsein, daß der Haß weder schön noch (ethisch) recht sei. Aus Schuldgefühl und Selbstvorwürfen wird aus dem Geschwisterzank Liebe. Eine unechte Liebe! Es stecken übrigens noch eine ganze Reihe von Motiven dahinter, die hier nicht entwickelt werden können. Das Beispiel sollte nur zeigen, wie die Wirklichkeit, wie ein Charakter durch Kindheitserlebnisse gefälscht werden können. Ein richtiges Verhalten der Mutter, schon vor Beginn des frühkindheitlichen Geschwisterzwistes, hätte seelisch auf das jüngere Kind ganz anders wirken müssen, und all die schweren Krankheiten und „Prüfungen", welche die erwachsene Tochter durchmachen mußte, wären ihr und den Ihren erspart geblieben. Das ist natürlich leichter gesagt als getan, umsomehr, als Fälle von Kinderzank nicht nach Paragraphen behandelt werden können, und als nicht ein Fall der gleiche ist und die gleiche Behandlung erfordert, wie der andere.

In dem Werke Prof. Häberlins werden nun eine ganze Anzahl kindlicher Fehler und Unarten, die für das spätere Leben von größter Wichtigkeit sind, behandelt und den Eltern und Erziehern Fingerzeige gegeben, wie sie sich zu verhalten haben. Natürlich kann der Verfasser keine erschöpfenden Rezepte geben, er gibt seine Räte nur, soweit das überhaupt möglich ist und soweit man bestimmte Kinderfehler als allgemein verbreitet bezeichnen kann.

Einführend behandelt er den Schreihals und den Lutscher und redet den Müttern zu, daß sie nicht schon die Säuglinge maßlos verwöhnen. Denn später im Leben wartet irgendwo eine Stelle, wo die Verwöhnung aufhört, wo des Lebens Notwendigkeiten mit wirklicher Arbeit erkämpft werden müssen und keine Mutter mehr da ist, die einem umsonst gibt, was man gerne hätte. Es genügt alsdann nicht mehr, einfach zu schreien, um seinen Willen durchzusetzen (es gibt zwar immer Leute, die durch Schreien imponieren wollen und solche, die sich imponieren lassen . . .), und die Lustbedürfnisse können nicht mit einem billigen Gummipfropfen befriedigt werden, es muß dann schon Schokolade, Tabletten oder Rauchzeug her, wenn der ehemalige Lutscher nicht in die Unart verfallen ist, Fingernägel und Fingerfleisch abzubeißen, an den Lippen, an der Wangeninnenfläche, am Federnhalter zu kauen „ohne daß er es weiß", und er um seiner Unarten willen eine lächerliche Figur wird, deren Umgang jedermann meidet.

Gerade die kindliche Gewinnung von Lust hat eine Unmenge späterer unangenehmer Eigentümlichkeiten als ursächliche Bedingung. Die Lust ist, wie der Verfasser sich ausdrückt, erotischer Natur, die kindliche Lustgewinnung wird später aus Altersgründen oder moralischen Gründen unterdrückt. Die Unterdrückung absorbiert aber in der Regel eine Menge von Energie. In Träumen, Fehlhandlungen und neurotischen Symptomen dringt aber das Unterdrückte doch durch. Die betreffende Person ist in der Regel nicht im Klaren, woher ihre Eigentümlichkeit stammt, sie sucht nach einem anderen Grunde, um sich nicht ein Rätsel zu sein, und um den Gewinn, den sie aus ihrer Eigentümlichkeit im Sinne einer Lust zieht, nicht lassen zu müssen.

Eine junge Frau hat die merkwürdige Angst: sie darf nicht auf den Boden sitzen. Geht sie in den Wald, so nimmt sie eine Hängematte mit, auch wenn der Boden vom schönsten Moos bedeckt und sauber und trocken ist. Sie fürchtet, von einer Ameise, einem Ohrwurm oder von anderem Ungeziefer belästigt zu werden, so rationalisiert sie ihr eigentümliches Gebahren. Sitzen ihre Leute auf dem Boden, so wird sie zornig und erzählt eine Geschichte von einem ihr bekannten Mädchen, dem einmal ein Ohrwurm ins Ohr geschlüpft sei, als sie im Walde niederlag.

Es ist leicht ersichtlich, daß die von der Frau angeführten Gründe nur Scheingründe sind. Als kleines Kind war sie eine leidenschaftliche Treppengeländerrutscherin. Daß die Lust beim Geländerrutschen erotischer Natur ist, wird kein Mensch bezweifeln. Die Frau kam in einem gewissen Alter dazu, sich das Geländerrutschen zu versagen. Deutlich hat sie das Gefühl, beim Rutschen etwas Unerlaubtes getan zu haben, (die Eltern werden es ihr auch verboten haben) denn sie verbietet sich im Sinne einer Sühne nun, sogar auf den Boden zu sitzen. Warum die Verschiebung des Angstaffektes vom Geländer auf den Boden? Als sie nicht mehr geländerrutschte, rutschte sie einmal einen Abhang herab und erlebte dabei eine mit Angst vermischte Lust, die derjenigen des Geländerrutschens ganz ähnlich war. Das ist nun der Hauptgrund der Angst vor dem Boden. Die Rationalisierung (es könnte sie ein Tierchen belästigen), wäre auch noch zu untersuchen. Als Entschädigung für das Verbotene liegt sie nun in das aufgehängte Netz und läßt sich schaukeln. Dabei hat sie eine ähnliche Empfindung, wie beim Heruntersausen an einem Geländer. Mit ihrem Fehler erzwingt sie zugleich eine Lustbefriedigung.

Das Schuldgefühl, hauptsächlich geweckt durch verdrängte Lustansprüche, hindert die Menschen am Fortkommen und kann im Extrem bis zur Selbstvernichtung führen. Die Kapitel über Schuld und ihre tausend verschiedenartigen Wirkungen hat der Verfasser besonders eingehend behandelt, weil sich um Schuld und Sühne seine ganze Weltauffassung überhaupt dreht. Als höchste seelische Instanz, neben Trieb und Geist (Jasper sagt, auch der Geist entspringe aus den Trieben und könne verdrängt werden . . .) nimmt Häberlin das Vorhandensein einer „Normativen Tendenz", eines „formalen Willens" an, der unterscheidet zwischen recht und unrecht, gut und böse, und der den Menschen weiter führen will seiner endlichen Vollendung entgegen. Aus ihr werden für die Allgemeinheit wertvolle Leistungen hervorgebracht. Sie ist der Faktor, der zur Arbeit überhaupt treibt, wenn es nicht der Hunger oder die Liebe ist. Sie ist das Organ, mit dem der Mensch die Forderung der Unendlichkeit, des Objektiven vernimmt, sie ist die Brücke, womit er mit Gott zusammenhängt.

Das gerade ist ein Punkt, wo sich der Verfasser von den Anschauungen der Psychanalyse entfernt, die den „normativen Willen" nicht kennt. Der Fordernde ist der Vater in seiner symbolischen und in seiner ambivalenten Bedeutung, und das, was Häberlin als „formale Tendenz" bezeichnet, heißen jene Vaterkomplex. Wir hassen und lieben die Autorität zugleich, bei dem einen polarisiert das eine, beim anderen das andere Gefühl, und die Arbeit, die wir nicht aus Hunger oder Liebe (auch Selbstliebe) leisten, leisten wir als vom Vaterkomplex Getriebene, ob wir sie nun mit Lust oder mit Unlust verrichten. In seinem neuesten Buche „Eltern und Kinder" worin sich der Verfasser mit dem Vaterproblem auseinandersetzt, sagt der Autor ganz richtig: „Aus außerhalb der Moral stehenden Instinkten aber werden Moralgesetze und Weltanschauungen gemacht, und so wird der Gegensatz der Triebe zu einem Gegensatz von Gut und Böse gestempelt".

Für uns außerhalb des wissenschaftlichen Kampfes stehende Menschen kommen viel mehr als die verschiedenen Theorien die praktischen Erfolge einer Kinder-Psychologie in Betracht. Ob Häberlin oder Freud schließlich in ihren Theorien Recht behalte, das wird die Zukunft schon entscheiden, auch darüber, ob aus einem so engen Gebiet

wie die Psychologie eines ist, eine Weltanschauung gemacht werden dürfe, und ob sie dazu geschaffen ist zu entscheiden, ob die Relativisten oder die Objektivisten recht behalten.

Aus dem Werke Prof. Häberlins lassen sich eine Menge Winke ziehen, wie man vorbeugen, heilen und erziehen kann und soll. Weitere Kapitel handeln über Sexualfehler, über die Lüge und den Betrug. Auch derjenige wird großen Gewinn aus dem Buche ziehen, der mit dem philosophischen Ueberbau nicht einverstanden ist, und dem die reflexive Art des „Normalen" im Sinne des Autors nicht zusagt, weil er den Handelnden als den Gesünderen betrachtet und dieser, wie Göthe schon sagte „kein Gewissen" hat, indem er als Gesunder überhaupt nichts anderes tun kann, als das „Gute". H. Z.

Es ist Kirschenzeit.

Volkskundliche Skizze.

Wieder sind die Kirschen reif. Rot und schwarz lachen sie vom grünen Blätterdach und laden zum Schmause ein. Sie sind die ersten reifen Früchte, die uns unsere Obstbäume bescheren, werden daher mit besonderer Freude begrüßt und gefeiert. Die Kirschen sind aber auch besonders wohlschmekkend. Wie man sie auch genießen mag, roh, als Kirschenmus, als Kirschensuppe, immer munden sie trefflich.

Der Kirschbaum hat seine interessante Geschichte. Nicht immer wuchs er in unseren Gegenden. Die Geschichtsforscher wissen zu berichten, daß seine Heimat in Kleinasien zu suchen sei. Nun besiegte im Jahre 74 v. Chr. der bekannte römische Feldherr Lucullus den König Mithridates von Pontus und zerstörte die Stadt Cerasus am Schwarzen Meer. Dieser Lucullus ist als Feinschmecker bekannt (lukullische Genüsse!) und die hier wachsenden Kirschen sagten ihm so zu, daß er Kirschbäume ausgraben und nach Italien bringen ließ, wo sich der Baum sehr rasch einbürgerte, im Laufe der Jahrhunderte auch veredelt wurde. Zur Zeit des römischen Schriftstellers Plinius, kaum 120 Jahre nach der Einbürgerung des Baumes in Italien, finden wir unsere Kirsche schon allgemein verbreitet. Bäume wurden durch die römischen Soldaten auch nach Gallien, Helvetien und Deutschland gebracht, wo sie überall trefflich gediehen.

Im Volksleben und im Volksmund spielen Kirsche und Kirschbaum eine große Rolle. Vielerorts in der Innerschweiz ist die Kirsche das Hauptobst. Da sucht man sich denn eine reiche Ernte zu sichern. In Brunnen, im Kanton Zug, in Schwyz, laufen die Knaben am Dreikönigstag, 6. Januar, mit Schellen und Kuhglocken um die Kirschbäume herum. Dadurch sollen die bösen, das Wachstum hemmenden Geister verscheucht werden. Je größer der Lärm, desto sicherer die Aussicht auf eine gute Kirschenernte. Im Kanton Solothurn schaut man auf das Wetter des Lichtmeßtages. Ist es nämlich am 2. Februar schön, so darf man getrost auf viele Kirschen hoffen. Interessant ist der Umstand, daß im Volke die Kirschen als besonderes Kennzeichen der Fruchtbarkeit gelten. Gute Kirschenjahre sind auch fruchtbare Jahre für die übrigen Kulturen. Schon der „arme Mann im Toggenburg", Ulrich Brägger, schrieb einmal: „He, lustig, Bub, der Frühling kommt, 'hat mir die Nacht von Kirschen 'traumt. Heu'r gibt's ein gutes Jahr."

Im Mittelalter galten die Kirschen merkwürdigerweise als Allgemeingut und noch jetzt lebt diese Anschauung in verschiedenen Redensarten und Sprüchen im Volke fort. Im „Hinkenden Bot" von 1808 lesen wir: „Ich habe mir immer sagen lassen, die Kirschen gehören den Vögeln und den Leuten, die sie nehmen wollen." Im Kanton Schwyz beschäftigte sich nach dem Landbuch von Schwyz im Jahre 1530 sogar die Landsgemeinde mit den Kirschen. Es wurde folgende Vorschrift aufgestellt: „D'wyl die kriese byshar rychen und armen ein gemein obs (Obst) g'syn, laßt man's noch im fry, gemein obs blyben. Ob aber jemands syne kriese wollte weren (schützen), der mag den boum zeichen und einen torn (Dorn) daran henken." Weiter wurde verfügt, daß derjenige, der Kirschen von einem mit Dornsträuchern gekennzeichneten Baume nehme, als Dieb zu behandeln sei. Das Anhängen von Dornen galt somit als persönliche Besitzergreifung. Bäume, die die Dornen nicht trugen, waren frei und ihre Früchte Allgemeingut. Noch heute sieht man auch bei uns im Kanton Bern noch sehr oft Kirschbäume, deren Stamm mit Dornen umwickelt ist. Den Schulbuben soll damit das Hinaufklettern verunmöglicht werden. Den tieferen Sinn des Brauches hat man indes vergessen. In Schleitheim (Schaffhausen) hatte man eine besondere „Chriesiglocke", die geläutet wurde, wenn die Kirschen auf der Allmend reif waren. Vorher durfte niemand hier Kirschen pflücken. Wenn aber die Glocke ertönte, dann eilte männiglich hinaus: Die Kirschen waren Gemeingut! Im zürcherischen Altstetten sprach noch im 19. Jahrhundert der Pfarrer in einer Sonntagspredigt im Juni den „Kirschensegen". Kaum hatte er das Amen gesprochen, so eilte alles hinaus nach der Allmend. Wer dort zuerst einen Baum mit seinen Armen umfaßte, dem gehörte laut Idiotikon der Ertrag desselben und niemand durfte ihm diesen streitig machen. Man möge sich dieses Schauspiel vorstellen: Kaum mag man auf das Amen warten und schon stürzt alt und jung in gleicher Hast aus der Kirche! Ein ähnlicher Brauch bestand übrigens auch in der Gemeinde Zollikon bei Zürich, hier auch für das übrige Obst. In der thurgauischen Gemeinde Affeltrangen hatte die Dorfjugend ihren eigenen Kirschbaum. Die Kirschen wurden an einem Sonntag gepflückt und unter die gesamte Dorfjugend verteilt. An Redensarten, die auf die alte Ansicht, die Kirschen seien Gemeingut, zurückgehen, nennen wir: „D'Chriesi händ Stil, 's cha ne (esse) wer will." „D'Chriesi händ Stei, si g'höred d'r nid allei." „D'Chriesi händ Stei für keine allei." „Die erste Chriesi sind de Buebe."

Wie geschätzt die Kirschen dem Volke sind, mögen einige Sprichwörter beweisen. Der Schaffhauser sagt: „No schwarze Chriesene chletteret me höch." Von einem hübschen Menschenkind mit schwarzen Augen spricht man: „Es het Auge wie Chriesi!" Auf die roten Kirschen nimmt der solothurnische Spruch: „Bäckli ha wie nes Chriesi!" bezug. Wenn einer kein Glück hat, so sagt der Berner Oberländer: „Dem wotta keni Chriesi blüeje!" Einem Schwerkranken prophezeit man hier: „De gseht d'Chriesi nid me blüeja." Im Zürcher Oberland hat man den Satz: „An Gottes Segen ist alles gelegen," umgeändert in: „Wenn de Herrgott will, se git's Chriesi!" Aehnlich im Kanton Luzern: „Laß dä lo sorge, wo d'Stil a d'Chriesi macht!" Ein altes, frommes bernisches Kirchenlied von 1558 enthält den Satz: „Glaubt dem, der Stil an Chrisi setzt." Wenn einer im Leben Glück hat, so spricht man von ihm: „Er cha ab em Oepfelboum Chriesi gwinne." Nicht gleicher Ansicht ist: „Mer hei d'Kirsche nid im gliche Chratte." Verbreitet ist weiter: „'s isch mit ihm nid guet Chirsi z' ässe!" Auch der Spott fehlt nicht: „Hättist nid Kirsi g'ässe, hättist kei Stei im Buch."

Kirsche und Kirschbaum haben mehreren Dörfern und in Dorfbezirken, auch gewissen Fluren, den Namen gegeben. So gibt es in der Gemeinde Guggisberg eine Schulgemeinde Kirschbaumen, im Wallis einen Ort Cerisier (Bezirk Conthey). Der Name des nidwaldnerischen Ortes Kersiten kommt vom rätoromanischen cersido (Kirschbaumpflanzung).

Italien hat einen Kirschenheiligen, dessen Gedenktag alljährlich auf den 6. Juni fällt. Doch scheint dieser Heilige nur lokale Ehrung zu genießen, nämlich in Monza in Oberitalien. Der Kirschenheilige heißt Gerhardus. Er soll um 1200 gelebt haben. Ueberall erblickt man, wie sich's gehört, am Feste des Heiligen Kirschenstände. F. V.